

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 86.

Dienstag, 29. März

1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(4. Fortsetzung.)

Sie ward neugierig, ihn selbst einmal spielen zu hören. Ihn, der so treffende Worte über Gebotenes formte. Und ihr fiel der lange einsame Sonntag ein.

Sie unterbrach ihn, als er sie — an der Haltestelle — mit Dankesworten überschüttete.

„Nun habe ich auch eine Bitte an Sie, Richard —“
Er sah sie verwirrt an.

„Sie müssen am Sonntagnachmittag zu mir kommen und Ihre Geige mitbringen, gelt?“

Wie in Blut getaucht war sein Gesicht. Er geriet wieder ins Stottern. Sie ließ ihn nicht ausreden und wiederholte ihre Aufforderung.

„Gern . . . gern komme ich, Fräulein Wendhus!“
Stammelte er.

Die Straßenbahn ratterte heran.

5.

Mit nicht gerade freundlichen Blicken verfolgte Frau Lüdtke Helgas Vorbereitungen zum Empfang ihres Besuches. So viel Aufwand, so viel Aufregung erschienen der alten Frau verdächtig. Sie konnte sich nicht mehr enthalten, zu fragen. Helga hatte eben den Kaffee — Bohnenkaffee! — aus dem Topf in eine Porzellantanne gegossen und warf leicht hin:

„Ich erwarte einen Freund!“

Eine Handgranate hätte keine furchtbarere Wirkung erzielen können. Frau Lüdtke sperrte einen Augenblick lang wirklich den Mund auf und war sprachlos. Einen Freund! Und das sagte das Mädel, das kaum vierzehn Tage bei ihr wohnte, so ruhig und selbstverständlich, als hätte es schönes Wetter angekündigt!

„Nee, hören Sie mal, Fräulein!“ schnappte sie. „Det paßt mir aber jar nicht!“

„Was?“

„Herrenbesuch? Det steht nich in unserm Kontrakt! Det dulde id nich! Id bin ne anständige Frau n . . .“

Helgas Lachen unterbrach den Entrüstungsmonolog der Alten. Sie mußte lachen angesichts dieses moralischen Vorstoßes. Plötzlich ernst werdend, sagte sie ziemlich kurz und scharf:

„Das Zimmer da drüben ist mein Zimmer, Frau Lüdtke! Da kann ich empfangen, wen ich will . . . ohne Sie erst zu fragen! Aber beruhigen Sie sich, der junge Mann, den ich erwarte, ist nicht ein Freund in dem schmutzigen Sinne, den Sie ihm unterstehen! Wenn Sie ihn sehen, wird Ihnen das klar werden. Im übrigen empfehle ich Ihnen, Ihre Phantasie einmal zu spindeln zu lassen — sie bedarf dringend der Reinigung!“

Nahm die Kaffeekanne und verließ die Küche, Frau Lüdtke vollständig fassungslos zurücklassend. So viel „Freiheit“ und „Schnippigkeit“ war der guten Frau denn doch noch nicht vorgekommen! Redet dies Mädel, als ob es wer weiß was wäre!

Sie legte sich auf die Lauer . . .

Helga traf unterdessen die letzten Vorbereitungen. Rückte die Tassen hin und her, ordnete immer wieder die Blumen in der Vase auf dem grünen Tisch, war nervös,

als sei der Erwartete wirklich eine hohe, prominente Persönlichkeit.

Und war doch nur der kleine, hinkende Richard Weghart!

Wieviel Tees hatte sie schon arrangiert, wieviel Essen für ihren großen Bekanntenkreis schon einge-
richtet . . . alles mit der ruhigen, überlegenen, ein wenig blasierten Sicherheit der Dame von Welt.

Und hier, einen einzigen jungen, schüchternen Menschen erwartend, war sie nervös. Vielleicht, weil es ihre erste „Veranstaltung“ als — Büromädel war. Weil sie fürchtete, das „Milieu“ nicht richtig getroffen zu haben.

Sie rückte den Kuchenteller mehr in die Mitte . . . da klingelte es. Ganz zag und kurz. Ganz Richard Weghart. Schnell huschte sie hinaus, um zu öffnen. Aber Frau Lüdtke war doch schneller gewesen.

Richard stand, verlegen den Hut in der Hand, den Geigenkasten unterm leise zitternden Arm, vor ihr und stammelte gerade die leise Frage nach Fräulein Wendhus hervor, als sie die hagere Frau einfach beiseite schob und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Guten Tag, Richard! Es freut mich, daß Sie Wort gehalten haben!“

Er hatte keine Hand frei und ließ, vor Verlegenheit puterrot im Gesicht, seinen Hut fallen. Sie hob ihn rasch auf, nahm den Jüngling beim Arm und zog ihn herein. Dumpf dröhnte sein Klumpfuß auf die Holzdielen.

Frau Lüdtke zog sich brummend zurück. Sie war beruhigt.

Eine Minute später sah Richard in einem der grünen Sessel und wußte nicht, was er mit seinen langen mageren Händen anfangen sollte. Scheu folgte sein Blick von unten herauf ihren Bewegungen. Sie hatte ihm den Geigenkasten abgenommen und aufs Bett gelegt, ihn in den Sessel gedrückt, und schenkte nun plaudernd den Kaffee ein, schob ihm den Kuchenteller hin und setzte sich dann selbst.

In seinen Augen war dabei wieder das ferne Leuchten, verborgen nur, aber hell und tief. Voll Bewunderung sah er ihre schönen Hände und die schlanken weißen Arme . . . und warm rauschte das Blut durch seine Schläfen.

Sie lächelte ihm ermutigend zu.

„So, Richard, nun wollen wir es uns recht gemütlich machen, gelt? Nehmen Sie sich das schönste Stück Kuchen, es ist alles für Sie da! Hier brauchen Sie keine Angst zu haben . . . wir sind doch Freunde, nicht wahr?“

Dankbar sah er sie an. Und doch zitterte seine Hand noch, als er die Tasse hob. Sie mußte ihm selbst den Kuchen auf das Glastellerchen legen und ihm freundlich drohen, ihn zu füttern, wenn er nicht esse.

Ihre Heiterkeit, ihre launige Art, ihn zu necken, ließ ihn bald aus sich herausgehen. Sie brachte das Gespräch auf seine Geige und bat ihn, ihre Geschichte zu erzählen. Nun hatte sie ihn da, wo seine Scheu und Verlegenheit aufhörte.

Fünf Jahre alt war er, als der Vater sie ihm zum

Geburtstag schenkte. Eine alte Geige war es, aus wundervollem Holz, mit herrlich reinem, tiefem Klang. Der Vater hatte sie einmal als Pfand bekommen von einem Kollegen, der sie dann nicht wieder einlöste.

Er wollte hastig aufstehen und sie holen. Helga hielt ihn zurück. Die Berührung ihrer Hände ließ ihn förmlich zusammensinken. Erst müsse er noch ein Stück Kuchen essen und noch ein wenig plaudern von seinem Vater ... und von seiner Mutter.

Die Mutter, ach ja, die stille kleine Frau, litt am meisten darunter, daß er nun nicht Musiker werden konnte. Sie hatte es vor drei Jahren trotzdem gewollt ... von ihrer kärglichen Pension, die nicht einmal zum Leben für sie reichte. Aber da hatte er sich widersetzt ... nein! lieber wollte er kein Musiker werden, wenn sie deshalb hungern müßte. Und es ging ja auch so — jetzt verdiente er selber schon sechzig Mark im Monat — und seine Geige hatte er ja auch ...

Helga sah, während er das erzählte, ein kleines Mädchen, das reich war, unendlich reich, und sich jeden Wunsch erfüllen konnte, das launisch war und unzufrieden, sich an allem schon sattgesehen hatte ...

Und doch die Welt nicht kannte! Die wirkliche Welt mit ihren Menschen. Mit den Menschen, die keine Erfüllung kannten und immer nur Kampf, immer nur Kampf gegenüberstanden! Und doch so voll Güte waren und voll Liebe.

Sie schämte sich fast vor diesem jungen, scheuen Mann, der der Mutter zuliebe auf den Inhalt seines Lebens verzichtete und, wenn auch nicht glücklich, so doch zufrieden war.

Sie erhob sich und gab ihm die Geige.

„Wenn Sie jetzt etwas spielen wollen, Richard.“

Er stand schwerfällig auf.

„Was wollen Sie hören, Fräulein Wendhus?“

„Das ist ganz gleich ...“

Er stimmte das Instrument. Sie bemerkte wieder eine Sicherheit an ihm, die ihm sonst fremd war.

Und dann spielte er.

Still sah Helga in dem grünen Ripssofa, den Kopf in die Hand gestützt, lauschend.

Eine weiche, melancholische Melodie umfloss sie und füllte ihr Inneres mit Unennbarem. Sie hatte viel erwartet ... bei seinem Enthusiasmus. Aber was sie hörte, wuchs über alle Erwartung, alles Denken hinaus. Keine Geige war das ... eine Seele, eine unergründliche Menschenseele sang und schwang, weinte und schluchzte in ergreifender Schönheit und enthüllte ihr abermals ein neues Sein.

Leise hob sie den Kopf und sah ihn an. Und fühlte wieder das Verwundern in sich. Was für ein Mensch war das, der da stand und unter seinen Fingern hervorzauberte, was tief im Innern eines Herzens lag! Nichts mehr erinnerte an den hageren, schüchternen Richard Weghart — ein Enttäuschter berauschte sich selbst an dem Klingen seiner Seele!

Draußen klappte fast unhörbar eine Tür ... Frau Rüdte schlurste über den Korridor.

Die Melodie verlang hauchzart, und unmittelbar darauf jauchzte ein Akkord der Freude auf. Als wenn plötzlich ein Sonnenstrahl aus dem düsteren Wolkengrau gehüpft käme und das Trübe übergolde.

Das kannte sie. Das war Mozart. In weichen, innigen, strahlenden Verschlingungen fügte sich Klang an Klang zu das Herz öffnenden Gebenedetheiten.

Hell war es im Zimmer.

Und wieder stiegen, erst vereinzelt, dann sich verbreitend, das Frohe, Süße, Zarte verdrängend, schwermütige, klagende, sehnend-schwere Töne empor aus dem höchsten Kranz, ihn überschattend.

Jetzt spielte Richard Weghart sich selbst. Spielte seine Sehnsucht, sein Leben. Alles, was verschüttet lag, wucherte hoch auf, durchbrach die Dämme des Verborgenseins und drängte sich zusammen zu einem Schrei nach Erlösung, zu einem Weinen um Verlorenes.

Und als er mit einem Male abbrach und wie erschöpft den Bogen sinken ließ, schrak Helga hoch und merkte nun erst, daß Tränen in ihren Wimpern hingen.

Sie fuhr mit der Hand darüber hin, stand langsam auf und sah ihn an.

„Das war das schönste Konzert, das ich je gehört habe. Nur so traurig, Richard — unendlich traurig! Und Sie mühten doch jauchzen können, daß Ihnen so viel gegeben ward!“

Er antwortete nicht. Aber ihm war, als habe diese Stunde alles Dunkle, alles Leid der vergangenen Jahre hinweggenommen. Und nur das Leuchten war geblieben. Das Leuchten, das diese schlanke, wunderschöne Mädchen-gestalt umfachte und ihn hineinzog in den Strudelglanz eines funkelnden Sonnenanstrahls.

In dieser Minute ward es ganz, ganz hell in ihm — und er wußte plötzlich, daß er Helga Wendhus liebte ...

6.

In dem kleinen blassen Mädchen, das da ganz unglücklich auf dem grünen Ripssofa hockte und mit nervösen Fingern immer wieder die paar Geldstücke zählte, hatte nie jemand Helga Wendhus, die Millionärin, erkannt.

Erschreckt starrte sie auf das Geld. Sie mochte zählen, so oft sie wollte, es wurde nicht mehr ... es blieben neun Mark und zweiunddreißig Pfennige.

Und heute war erst der Zweiundzwanzigste!

Wo war das Geld geblieben? Zweihundert Mark hatte sie — daran gab es nichts zu deuten. Und jetzt waren es nur noch neun? Und sie hatte doch sooo sparsam gelebt, hatte gar nichts Unnützes gekauft ... nur die paar Tassen und Teller, die Blumen, die Kanne ... und die paar Blumen, die sie am letzten Sonntag bei ihrem ersten Besuch der kleinen versorgten Frau Weghart mitgenommen hatte!

So tapfer war sie gewesen, daß sie jeder Versuchung widerstand, die sie in den letzten Wochen anfocht ... nicht ein einziges Mal hatte sie sich Konfekt gekauft, so gern sie es auch knabberte!

Und trotzdem kein Geld mehr!

Sie rechnete und rechnete — und konnte nicht herausbekommen, wo es geblieben war. Ausgegeben hatte sie es — das stand fest. Sonst müßte ja da sein. Aber all die Kleinigkeiten — ja, die beiden Opernbilletts kamen auch noch dazu — und — sie gab es auf, dem verschwundenen Gelde nachzuforschen.

Es ließ sich aber doch nichts mehr ändern.

„Schon dabei mußt du dich vorsehen!“ hatte Herta Bauer gesagt. „Und wirst vielleicht schon daran scheitern. Wenn du plötzlich mit zweihundert Mark monatlich auskommen sollst — nicht ein und aus wissen wirst du, weil du nie zu rechnen gewöhnt warst!“

So fest hatte sie sich vorgenommen, die Freundin auch da zusehnden werden zu lassen. Nun sah sie da mit ihrem Talent — acht Tage zählte der Monat noch — mit neun Mark! das reichte gerade zum Mittagessen. Ohne Getränke! Und Frühstück? Und Abendbrot?

Ganz wirr war ihr im Kopf.

Und wie sollte das erst im nächsten Monat werden? Mit hundertundfünfzig Mark! Noch mehr einschränken? Wenn sie nur wüßte, wie — und wo!

Es war schrecklich. Alles war so schön gegangen bisher, und nun bereitete ihr das leidige Geld Kopfzerbrechen. Gerade die Sache, um die sie sich früher nie Gedanken gemacht hatte!

Richtige Sorgenfalten stiegen aus ihrer Brust, als sie den kärglichen Mammon in das kleine Geldtäschchen zurückschob.

Es klopfte. Frau Rüdte steckte den Kopf herein.

„Nu, Fräulein, wollen Sie denn heute gar nicht jeßn?“

Es ist fünf Minuten vor achte!“

Vor Schreck vergaß Helga ihre Geldsorgen, trank noch einen Schluck des über dem Rechnen kalt gewordenen Kaffees und eilte davon.

Zwei Minuten zu spät kam sie ins Geschäft. Herr Mansfeld, der es mit der Pünktlichkeit nur beim Nachhausegehen genau nahm, war noch nicht da. Das war ihr angenehm.

Freundlich begrüßte sie Richard Weghart, in dessen Augen dabei immer das Ausleuchten alles andere verwich. Nahm dem Brieftäger die Post ab und sah sie flüchtig durch.

(Fortsetzung folgt.)

Umzugstag.

Von Ulrich Zellen.

Müllers zogen um. „Warum sollen ausgerechnet wir in einer Achtzimmerwohnung sitzen“, hatte Frau Müller gesagt; „alle meine Freundinnen sind in kleine Neubauwohnungen gezogen und können nicht genug davon erzählen, wie wohl sie sich befinden. Wir sparen an Miete, wir brauchen keine Diensthoten mehr, und außerdem haben wir den unschätzbaren Vorteil, daß wir im Grünen wohnen. Herrlich wird das sein — du wirst sehen...“ Herr Müller war zwar nicht ganz davon überzeugt, daß es herrlich sein würde, aber was die Frau will... Und so mieten sie draußen an der Peripherie eine Zweieinhalbzimmerwohnung, und sehr war es so weit, daß sie umziehen sollten. Nun hatten natürlich ihre Möbel in dieser Zweieinhalbzimmerwohnung nicht Platz — kein Gedanke, daß das pompöse Speisezimmer, daß das Herrenzimmer untergebracht werden konnte; auch der Salon und die Fremdenzimmer waren nicht zu gebrauchen, und selbst die Einrichtung des Schlafzimmers war nicht unterzubringen. So entschloß man sich, alles Überflüssige zu versteigern — die Freundinnen der Frau Müller hatten es auch so gemacht — und sich ganz einfach und sachlich einzurichten. Mit Couches statt der Betten und mit Stahlmöbeln. Herrn Müller war nicht wohl dabei, aber es ging eben nicht anders. Eines Morgens kamen Arbeitsleute angerückt, und alles, was unter den Hammer des Auktionators kommen sollte, wurde entsprechend bereit gestellt.

Herr Müller irrte durch die Zimmer, die schon einen sehr unwohnlichen Eindruck machten, und nahm sozusagen Abschied von seiner bisherigen Umwelt. Jedes einzelne Stück tat ihm eigentlich ein bißchen leid, aber die Zeiten waren nun einmal so und sie würden ja gewiß draußen in der einfacheren und doch komfortablen Wohnung sich recht wohl befinden ohne geschnitzte Truhen und pompöse Schränke und Stühle und Tische. Da entdeckte er plötzlich zwischen all den schweren Großartigkeiten einen kleinen, zierlichen Glaschrank. Gelbes Kirschbaumholz, die Politur schon ein wenig erblinnet. Aber hinter den Glaswänden — du lieber Gott: wie lange hatte er das alles nicht mehr gesehen! Der gelbe Chinese, der mit dem Kopf wadelte, der lächelnde Buddha, das Schäfermädchen im Reifrock mit dem Troubadour zu ihren Füßen, den Myrtentanz unter dem Glassturz, die bunten Porzellanteller, der Kanarienvogel in seinem silbernen Bauer, die kleinen Mohren und das Musikwerk mit den drei Tänzerinnen darauf, und all die anderen Herrlichkeiten! Großmutter's Glaslasten! Eine versunkene Zeit stieg auf, und der Gedanke tat weh, daß nun auch dieser zierliche Schrank weggehen sollte für immer. „Ich will wenigstens nicht dabei sein!“, dachte Herr Müller und ging weg — bei der Versteigerung war er ohnehin vollkommen überflüssig. Es war genug, wenn seine Frau da war.

Langsam ging Herr Müller durch die Gassen, besah sich die Auslagenfenster, um sich zu zerstreuen, um die leise quälenden Gedanken loszuwerden. Aber es ging nicht: die Vergangenheit war nun einmal da und ließ sich nicht wegweisen. Und er war wieder ein kleiner Junge, der in der Dämmerstunde in Großmutter's Zimmer hinaufstieg, zu der stillen Frau mit den weißen Haaren und dem runzeligen Gesicht und den gütigen Augen hinter den großen Brillengläsern. Ach — es war immer ein bißchen feierlich in Großmutter's Zimmer, und es roch ein wenig nach Äpfeln und Kuchen, und man war so geborgen in der alten Stube. Die Großmutter saß auf dem Kanapee mit den großen, grünen Blumen, und strickte, und der mausegraue Vater saß bei ihr und schnurrte. Man rückte sich einen der gepolsterten Schemel heran und setzte sich zu der alten Frau und ließ sich Geschichten erzählen, bis es ganz, ganz dunkel geworden war. Und dann zündete die Großmutter die Lampe an und dann war es erst feierlich in der Stube.

Dann durfte man an den Glaslasten gehen, und den Chinesen sehen, der mit dem Kopf wadelte, und den lächelnden Buddha und die kleinen Mohren, das Schäfermädchen und den Troubadour und den Kanarienvogel und all das viele kleine Getier — wie herrlich war das! Und wenn man nur ein bißchen bettelte, dann zog die alte Frau das Spielwerk auf, und zu einer hauchzarten, silberigen Musik tanzten die drei Mädchen und drehten sich zierlich. Auch unter der Bank, auf der die Schäferin saß, war ein Spielwerk, und das war beinahe noch schöner, wenn auch ein paar Zähne fehlten. Und wenn das Menuett durch den Raum zitterte, dann schien die Schäferin zu lächeln, und sie war so wunderschön, daß es einem ein wenig weh tat, und daß man auf den Troubadour zu ihren Füßen richtig eifersüchtig wurde. Ach, und der Kanarienvogel! Wenn die Großmutter eine Feder aufzog, dann begann er leise zu trillern und wiegte sich auf einer Stange. Und der Buddha lächelte dazu, und die kleinen

Mohren lächelten und der gelbe Chinese wadelte mit dem Kopf. Welch eine wunderbare Welt war das — viel, viel schöner als die wirkliche, in der es so unangenehme Dinge gab, wie Schulaufgaben und zerrissene Hosen. Von dem kleinen Getier, von den Löwen und Tigern, Elefanten und Kamelen durfte man ab und zu eins in die Hand nehmen, und wenn die Großmutter besonders lieb war, dann nahm sie die Glasglobe von dem Myrtentanz weg, und man durfte die feine Arbeit sehen, und die alte Frau erzählte von dem Tag, an dem sie den Kranz getragen, und ihre Stimme zitterte mehr wie sonst, und ihre Augen wurden feucht. Herrlich, diese Stunden — wenn man es recht bedachte, waren es beinahe die schönsten im ganzen Leben! Und es war immer wie eine Vertreibung aus dem Paradies, wenn dann zum Abendbrot gerufen wurde und man mußte gehen. Aber des Nachts träumte man von den Wundern des Glaslastens, und von schönen, fernen Welten voller Sonne und voller Musik. Ja, der alte Glaslasten!

Und nun mußte man ihn für immer verlieren! Gewiß, Jahre, Jahrzehnte hindurch hatte man ihn kaum gesehen, kaum beachtet. Aber er war doch dagewesen, und nun verschwanden die Dinge, die einem einmal alle Wunder der Erde verkörpert, zu Menschen kommen, denen sie nichts, gar nichts bedeuten! Müller hatte die Empfindung, daß er in seine Wohnung eilen und den Glaslasten retten müßte, aber er sagte sich, daß das doch lächerlich wäre, und daß für solche Sentimentalitäten weder in dieser Zeit noch in einer Zweieinhalbzimmerwohnung Raum vorhanden sei. Er zwang sich, lief durch die Gassen und kam erst am Nachmittag zurück. Die Wohnung war beinahe leer, und seine Frau machte ein böses Gesicht: sie hatte eine große Enttäuschung erlebt. Die Einrichtung war zu lächerlich geringen Preisen verschleudert worden: es gab zu viele, die sich von ihren Brunkzimmern trennen wollten oder mußten. Und für manche Dinge hatte sich überhaupt kein Käufer gefunden, zum Beispiel für den lächerlichen kleinen Glaschrank mit den blöden Kippes, der am Speicher gestanden hatte. Und Frau Müller konnte nicht begreifen, daß ihr Mann sich darüber unbändig freute, und mit lieblosenden Fingern über die Scheiben und die erblinnete Politur des Kirschbaumholzes fuhr.

„Wir werden den Kasten doch nicht mitnehmen“, sagte Frau Müller.

„Doch“, erwiderte ihr Mann sehr bestimmt. „Es wird sich schon irgendwo ein Plätzchen für ihn finden!“ Und er wußte, daß er an grauen Abenden vor dem Glaslasten sitzen würde und den gelben Chinesen ansehen und den lächelnden Buddha und das Schäfermädchen und den Kanarienvogel und die kleinen Mohren und all die anderen Herrlichkeiten. Ob das Spielwerk mit den drei Tänzerinnen wohl noch ging? Ja, es ging. Sehr dünn war es. Und das Menuett der Schäferin noch dünner. Und den Kanarienvogel hörte man kaum noch. Trotzdem...

Frau Müller war entsetzt. „Nun hat er wahrhaftig den Verstand verloren!“, dachte sie.

Gleichberechtigung.

Von Jens Løher.

„Na Gerda?“ sagte der Vater und blieb auf seiner unruhigen Wanderung durch das Zimmer vor seiner Tochter stehen: „Morgen ist also der große Tag!“

Die siebzehnjährige Gerda saß auf dem Armpolster eines Lehnstuhles und schlenkerte unbefürchtet mit den Beinen. Sie zog die Stirne kraus in erheuchelter Besorgnis:

„Ja, Vater...“

„Ein Tag, der vielleicht für dein ganzes Leben entscheidend ist!“

„Na ja...“

Der Vater runzelte die Stirn:

„Das ist nun meine Auffassung. Es ist doch nicht gleichgültig, ob man beim Abitur durchfällt oder nicht!“

Gerda spürte, daß ihr Gleichmut dem Vater mißfiel. Und sie wollte ihn nicht kränken. Es war doch ganz rührend von ihrem „alten Herrn“, daß er mehr Examensangst hatte als sie selber.

„Ich hoffe ja auch nicht, daß ich durchfalle!“ sagte sie.

„Nein, du hoffst es nicht, aber ganz sicher bist du deiner Sache nicht, weil du im letzten Jahr nicht so fleißig gewesen bist, wie ich erwartet hatte!“

„Vielleicht bin ich nicht so fleißig gewesen, Vater. Für ein junges Mädchen ist aber so vieles andere von Bedeutung...“

„Nein, das ist es nicht! Die Frauen haben die Gleichberechtigung mit den Männern selber gefordert, und sie haben erreicht, was sie wollten. Wir sind leider nicht so situiert, daß wir für deine Zukunft sorgen können, du mußt dir dein Brot selber verdienen, und dabei hast du eben größere Aussichten, wenn du dein Examen bestehst, als wenn du es nicht bestehst!“

"Ich werd' es schon bestehen! Ich habe immer Glück gehabt!"
"Es bekümmert mich sehr, Gerda, daß du das so leicht nimmst. Im harten Lebenskampf kann man sich nicht auf sein Glück verlassen. Da hat man nur Glück, wenn man tüchtig ist ..."

"Du machst eine viel zu große Geschichte daraus, Vater! ... es wird schon gehen!"

"Ich bin halt nicht so ganz sicher, ob es gehen wird. Du weißt, um was es geht! ... um die Stellung bei Direktor Borg ... wer die bekommt, der hat Glück!"

"Ja, Hans ist ein großartiger Kerl!"

"Gerda! Du scheinst zu vergessen, daß Hans Borg, obgleich er ein Freund unseres Hauses ist, für dich immer nur der „Herr Direktor“ sein wird, wenn du die Stellung in seiner Firma bekommen solltest!"

"Glaubst du, Vater, daß es Aufsehen erregen würde, wenn ich ihn vor dem übrigen Personal „Hansemann“ nennen würde?"
"Gerda! ... ich glaube nicht, daß du Gelegenheit hättest, das zweimal zuzusagen!"

"Meinst du wirklich, daß er so streng ist?"

"Unbedingt!"

"Auf mich hat er nicht den Eindruck gemacht!"

"Du hast ihn auch nie in seinem Geschäft erlebt. Und da hält er auf Disziplin! Sonst hätte er die Firma seines Vaters nicht so emporarbeiten können! ... Er ist noch ein junger Mann, doch man erwartet viel von ihm ..."

"Ich mir auch!"

"Aber er erwartet vielleicht nicht so viel von dir, wenn er auch hofft, daß du dein Examen bestehen wirst ..."

"Und wenn ich durchfalle?"

"Dein Vetter Paul wird bestimmt nicht durchfallen, und dann bekommt der die Stellung. Du weißt, was Borg mir gesagt hat: wer von euch beiden die besten Zeugnisse hat, der bekommt auch die Stellung in seiner Firma. So ist das überall in der Welt, und damit scheinst du nicht zu rechnen!"

"Das klingt ja nicht gerade vielversprechend!"

"Rein, doch das hättest du dir früher überlegen müssen und ein bißchen mehr arbeiten sollen, anstatt jeden Abend tanzen zu gehen und nur aus Vergnügen zu denken!"

"Ja, aber ich war ja gerade immer mit Hans Borg zusammen ..."

"So? Glaubst du, daß du dich bei einem solchen Mann wie Hans Borg einschmeicheln kannst?"

"Einschmeicheln ... das ist ein so häßliches Wort! ..."

"Ich garantiere dir, mein Kind, wenn du das Examen nicht bestehst, bekommt du auch die Stellung bei ihm nicht!"

"Doch, Vater, die krieg' ich!"

"Rein, du kriegst sie nicht!"

"Wetten, daß?"

"Ich wette nicht um eine so ernsthafte Sache. Doch ich kenne Hans Borg!"

"Du kennst ihn nicht!"

"Doch! Ich kenne ihn. Und du bist ein dummes Mädel, wenn du glaubst, daß man auf sein hübsches Gesicht hin durch die Welt kommen kann. Der Ernst des Lebens ist dir noch nicht klar geworden! Du willst nicht einsehen, daß nur der Fleißige und Tüchtige Aussicht hat, und daß es einem Chef ganz gleichgültig ist, ob er einen Herrn oder eine Dame in seinem Kontor beschäftigt, er verlangt nur Tüchtigkeit und nichts anderes ..."

"Vater! wie altmodisch bist du doch mit deinen modernen Ansichten ..."

"Kann sein, daß ich das bin. Nun geh du aber zu Bett, du mußt morgen früh heraus ... ich hoffe also, daß du dein Examen bestehst!"

"Das hoffe ich auch, Vater. Doch die Stellung bei Borg, die bekomme ich auf jeden Fall!"

Als Gerda am nächsten Tag vom Examen nach Hause kam, erwartete der Vater sie voll Ungeduld.

"Na?" fragte er. "Na sag' doch! wie ist es gegangen?"

"Wie ich's verdient habe", antwortete Gerda und lächelte verlegen.

"Was soll das heißen?"

"Ich bin durchgefallen!"

"Durchgefallen!! ... na ja, das hab' ich mir eigentlich schon denken können ..."

"Dann kann es dich ja auch nicht überraschen!"

"Doch, es überrascht mich, daß du den Mut hast, mir das in dem Ton zu sagen!"

"Was soll ich denn machen?"

"Daß du dich nicht schämst!"

"Das ist doch sowieso nun nicht mehr zu ändern ..."

"Und Vetter Paul hat bestanden?"

"Mit Glanz!"

"Verstehst du denn nicht vor Scham, daß Paul, der junge Mann, mit dem du gleichgestellt warst, dich übertrumpft hat?"

"Nein, Vater, das freut mich nur für Paul!"

"Und die Stellung in Borgs Kontor?"

"Die kriegt natürlich Paul!"

"Siehst du! Was willst du nun machen? Wie willst du nun soviel verdienen, daß du deinen Teil zum Haushalt gibst?"

"Darüber mache ich mir keine Sorgen ..."

"Willst du mir noch länger auf der Tasche liegen?"

"Nein, Vater, das will ich nicht. Hansemann hat gesagt ..."

"Na, was hat Hans Borg gesagt? Hat er deine Niederlage schon erfahren?"

"Ja, er ist ja an die Schule gekommen, um zu hören, wie das Examen ausgefallen ist."

"Und um Paul zu gratulieren?"

"Ja, das auch ..."

"Und du hast gestern geglaubt, daß er einen Unterschied machen würde, weil du ein Mädchen bist und ein hübsches Gesicht hast! Wo Paul die Stellung nun bekommt, siehst du wohl ein, daß Borg nicht so ist?"

"Nein, Vater, im Gegenteil! Ich weiß nun ganz bestimmt, daß er so ist wie ich geglaubt habe!"

"Was soll das heißen?"

"Weiter nichts, als daß ich die Stellung, die ich haben wollte, doch bekommen werde!"

"Unfinn! Du hast doch eben gesagt, daß Paul sie bekommt!"

"Ja, die Stellung für 200 Mark monatlich, die hab' ich Paul wirklich nie wegschnapen wollen. Paul ist ja ein Mann und hat wirklich keine anderen Aussichten ..."

"So? Findest du? Und welche Stellung hatte Hans Borg dir denn aus alter Freundschaft mit mir in Aussicht gestellt?"

"An dich hat er dabei wirklich nicht gedacht, Vater!"

"Sooh? Nicht?"

"Rein ... und er hat mir die Stellung nicht nur angeboten, fast mit Tränen in der Stimme hat er mich gebeten, sie nicht auszuweichen ..."

"Was du nicht alles sagst!"

"Und da ich mich in der Zeit, die ich nicht für mein Examen arbeitete, gerade auf die Stellung vorbereitet hatte, habe ich sie auch angenommen ..."

"Und was ist das für eine Stellung, wenn man fragen darf?"

"Die Stellung als seine Frau, Vater ... und auf die hatte Paul bei all seiner Tüchtigkeit und bei aller Gleichberechtigung nicht die geringsten Aussichten ..."

(Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Adolf Robitsch.)

Chinesische Sprichwörter.

Ein Dummkopf bewundert sich am meisten, wenn er eine Dummheit begangen hat.

Das Gefängnis ist Tag und Nacht geschlossen, doch ist es immer voll. Der Tempel ist immer offen, doch ist kein Mensch darin.

Wenn Männer zusammen sind, hören sie sich an. Frauen und Mädchen sehen sich an.

Meine Bücher sprechen zu meinem Geist, meine Freunde zu meinem Herzen, der Himmel zu meiner Seele, alles übrige zu meinem Ohr.

Die Schicklichkeit ist der Teint der Tugend und die Schminke des Lasters.

Für Töchter sind jene Mütter am begeistertsten, die nur Söhne haben.

Hund in der Hütte bellt seine Flöhe an, Hund auf der Jagd merkt sie nicht.

Man mißt die Türme nach ihrem Schatten und die großen Männer nach ihren Reibern.

Man braucht niemals so viel Geist, wie wenn man es mit einem Dummen zu tun hat.

Man muß seine Frau anhören und ihr nicht glauben.

Man muß schnell erledigen, was nicht eilt, um langsam zu tun, was eilig ist.

Dem, der sich nichts verzeiht, verzeiht man alles.

Schöne Wege führen nicht weit.